

Jakob Friedrich Schmidt

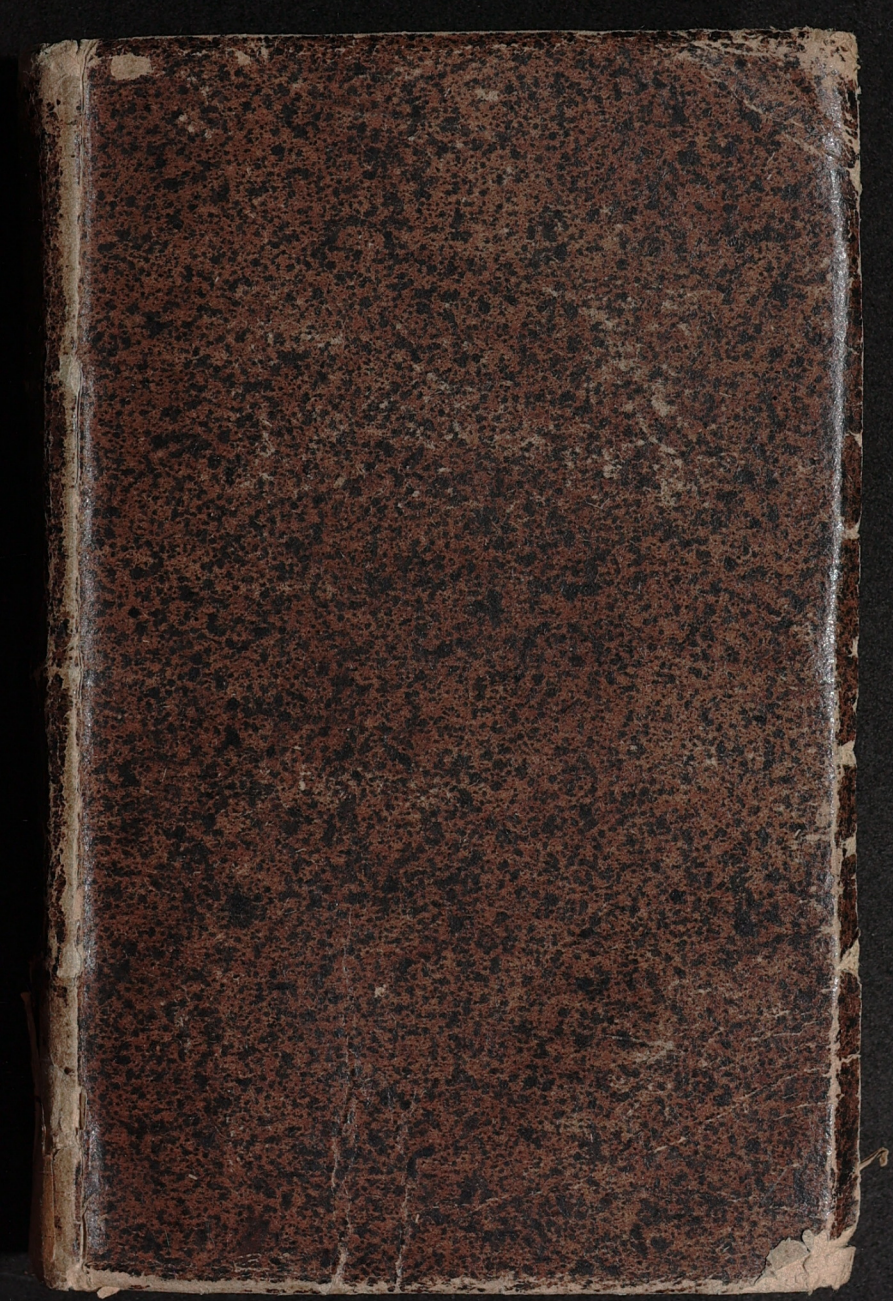
Gedanken über den Zustand der alten und neuen Teutschen Dichtkunst

Jena: bey Johann Christoph Crökern, 1754

<https://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1838863648>

Druck Freier  Zugang





12. n. 4.

De 3076^{1.2.}

De 246^{1.2.}

XII. n. VI. n. f.

1.2

Gedanken
über
den Zustand
der
alten und neuen
Deutschen Dichtkunst
entworfen
von
Jakob Friedrich Schmidt.



Gena
bey Johann Christoph Erbkern,
1 7 5 4.

Exemplar

1790

1790

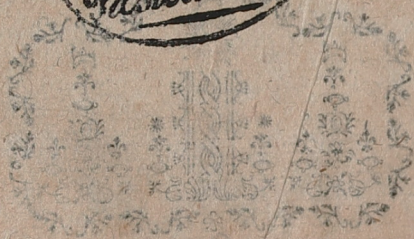
1790

1790

1790

1790

1790

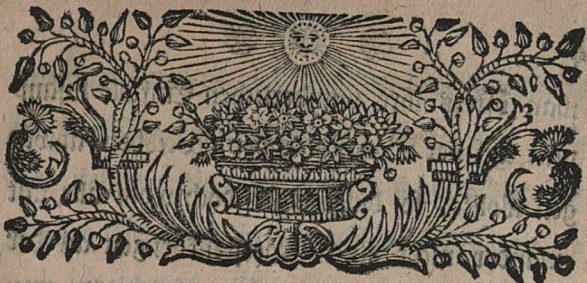


1790

1790

1790





Es ist bishero für und wider die
neue Dichtkunst, welche
der bekante Herr Klopstock
ans Licht gebracht hat, so viel geschrieben und
gesprochen worden, daß ein vernünftiger, der
die verschiedene Meinungen der zänkischen Dicht-
terlinge still und ohne Vorurteil betrachtet, sich
schwerlich des Lachens enthalten kan. Einer
betet, der andere flucht; einer bringt dieß, der
andere bringt jenes aufs Tapet; und wenn

man öfters ihre wunderlichen Einfälle zusammen auf der Wagschale der Weisheit abwägen wollte, so dürften sie doch wohl alle mit einander nicht einem Gerstenkörnen an der Schwere beikommen.

Die meisten, welche vorteilhaftig von der Mesfiade des Herrn Klopstoks zu reden gedenken, lassen sich entweder aus einer gewissen unanständigen Blödigkeit abhalten, den triumphirenden Heimschmieden recht unter die Augen zu leuchten, und den Ausfall in seiner gehörigen Stärke zu wagen, so, daß ihr spielendes Gefechte bei andern ein Mangel des kunstrichterlichen Einsehens zu sein scheint; oder sie sind der Sache wirklich nicht recht gewachsen. Alles, was ihr kleiner Witz zum Markte bringet, besteht etwan in einem Paket ausschweifender Lobeserhebungen, in einem dictatorischen



torischen Zuruf an die Verächter desjenigen, was ihnen gefällt, und so ferner; Weit nun größere Geister, die jene bei weitem übersehen, den blinden Gehorsam in dergleichen Fällen mit einem zureichenden Grunde versparen, und sich vielmehr, da sie es ausserdem gewiß nicht so böse gemeint hätten, ein Vergnügen daraus machen, dem schwächern Teile die Spitze zu bieten: so geschiehet es, daß bei dieser Gelegenheit das Weiße mit allem Vorbedachte schwarz genennet wird.

Den beträchtlichsten Haufen formiren hergegen diejenigen, die gleich im Anfang aufgestanden sind, sich als öffentliche Rebellen in der neuern Poesie zu zeigen. Gleichwie es aber größtenteils Männer zu sein pflegen, deren ihre Fertigkeit sich auf weiter nichts, als auf schimpfen und seufzen erstrecket; also verdienen sie des



sto weniger berührt zu werden, je niederträch-
 tiger ihre Bemühungen heißen mögen. Denn
 der Trieb ihres Aufruhrs ist in der That bloß
 die Geburt des Eigennuzes. Sie haben selbst
 schon viele Gedichte von altem Schrot und Korn
 geliefert, und aus Besorgniß, daß solche künf-
 tig nicht mehr wie sonst bewundert werden
 dürfen, suchen sie alles, was etwas zu dieser
 vermeinten Schande beitragen kan, mit Strumpf
 und Stiel auszurotten. Über dieses verstehen
 sie das eigentliche Schöne bei der Dichtkunst
 nicht im geringsten; und wenn sie daher bei Er-
 blickung höherer Dinge notwendig posirliche
 Gesichter schneiden müssen: so deucht mich, es
 gieng ihnen nicht anders, als wie kleinen Kin-
 dern, welchen der Glanz des reinen Goldes
 die Augen blendet, wenn sie es zu starr an-
 sehen.

Ob



Ob ich nun schon keinesweges gesonnen bin, besondere Begebenheiten hiervon anzuführen, oder mich mit gewissen Personen in einem üppigen Streit einzulassen; so glaube ich dennoch, daß sich in Betrachtung vorgemeldeter Umstände der Mühe verlohnen werde, dasjenige, wovon bei dieser Materie hauptsächlich die Rede ist, in einer kleinen Abhandlung ein wenig genauer zu bestimmen.

Ich will zu dem Ende, von allen täuschenden Nebenabsichten entfernt, einen Versuch thun, ob und wie die neue teutsche Dichtkunst gegen der alten Vorzüglichkeiten behaupte. Werde ich finden, daß der Zustand der seit vielen Jahren gewöhnlichen Poesie gut ist, so war es abgeschmackt und unbillig, denselben umzustürzen; können wir aber einen bessern hoffen, oder ist vielleicht schon ein besserer



gegentwärtig, so weis ich nicht, warum wir einen Augenblick Bedenken tragen sollten, uns zu demselben zu bekennen? Ich gehöre weder zu denjenigen, die, wenn sie die wahren Eigenschaften einer Sache nicht verstehen, und wenn ihre seichten Denkkraften nur etwas davon, wiewohl dunkel und undeutlich, empfunden haben, alles in eine andere Verfassung bringen, und das zu einer Schönheit in derselben machen wollen, was wirklich ein sichtbarer Uebelstand heisset; noch zu denjenigen, die durch strafbare Vorurtheile dazu determiniret, alles, was bei derselben unfehlbar als eine Vollkommenheit gedacht werden muß, unter das Ehörigte setzen.

Lasset uns demnach zuerst von dem Zustand der alten Dichtkunst sprechen:

Bei

Bei demselben will ich einmal gewisse leichte Fehler bemerken, die nach dem Lauf der vorigen Zeit unvermeidlich gewesen sind; Hernach will ich einen Beweis führen, daß auch härtere Fehler darinnen angetroffen werden, und die unsere Väter ohnstreitig aus mangelnder Erkenntniß der Wissenschaften mit der Poesie verknüpft haben. Dorthin kan ich unter andern die frostrige Mythologie zählen, mit welcher sich auch die besten Dichter der Vorwelt geschleppt haben. Der Zusammenhang erfordert es, daß ich hier mein Absehen zugleich ein wenig auf die Jahrhunderte Virgils und Homers richte. Dazumalen hat meines Erachtens die Dichtkunst im ansehnlichsten Flore gestanden; und ob wohl das mythologische Geschrei, der Gesänge sehr öfters kahlen Gegenstand, und andere Kleinigkeiten,



an und vor sich selbst, allerdings tadelnswürdig sein mögten: so sind doch die Ueheber davon, wie ich dafür halte, mit Bestand Rechens noch zu entschuldigen, indem sie, was besonders das erste betrifft, ihre chimärische Gottheiten für wirkliche Gottheiten hielten. Dadurch konnten sie das erhabene, und das wahrscheinliche, Bequem erreichen. Wie weit also überhaupt die Begriffe, so sie von dem Wehrt eines Dinges halten, giengen, in so weit war nichts ungesundes an ihrer Dichtkunst; wie fern sie aber irreten, in so fern war ihr Versehen in der armseligen Zeitperiode, darinnen sie lebten, gegründet, ja in so fern, sag ich, war das unanständige in ihrer Dichtkunst unvermeidlich. Eben diese sonst überaus feine Dichtkunst ist nun nachhero, da die Deutschen in ihrer düstern Barbarei auch
 anfin-



anfangen zu dichten, an Statt einer nötigen Verbesserung in eine Verbindung viel grösserer Gräuel geraten. Man wird mir es nicht übel nehmen, wenn ich hieher vor allen Dingen den Reim, und unser bisher gebrauchtes Silbenmas, rechne.

Was die Zistorie von der Reimerei anlanget, so bin ich der Meinung, es würde nicht ganz ausser dem Wege sein, wenn man die Anlage dazu in den alten Sprüchwörtern unserer Vorfahren suchte. Sprichwörter sind abstracte Regeln von gewissen Begebenheiten. Man hat sich derselben von grauen Tagen her als ein Mittel bedienet, das nützlichste und nötigste von einer Sache dadurch fortzupflanzen; und wenn wir es genau untersuchen; so können wir garfüglich darthun, daß ehedem, da die systematische Lehrart sowohl,



wohl, als andere, fremd und unbekant hieß, fast alle Wissenschaften, bei allen Völkern, in Sprüchwörtern abgefaßt worden sind. Gleichwie aber unsere Sprache besonders reich von derselben ist; also werden wir gewahr, daß der mehresthe Teil von der rechten uralten in Reimen bestehet. In der Absicht der Sprüchwörter finden wir die Ursache davon. Selbige war, wie man mich ohne Zweifel verstehen wird, dasjenige, was in besondern Fällen für eine allgemeine Wahrheit angenommen wurde, in einen kurzen und sinnreichen Ausdruck den Nachkommen zur Lehre anzubefehlen. Weil nun die Verfasser der Sprüchwörter in diesem Punkte vorzüglich dem Gedächtnisse zu Hülfe kommen wollten, so glaubten sie, das leichteste Mittel zu solchem Endzweck in den Reimen gefunden zu haben. Sie beobachteten

teten

feten nämlich die Aenlichkeit des Schalls in der Verknüpfung der Wörter, und durch Hülfe derselben Aenlichkeit waren sie, wenn ihnen nur das Hauptwort, welches den Inhalt der Sache betraf, in die Ohren fiel, so gleich im Stande, das Sprüchwort auf eine bequeme Weise zu finden. Kurz, sie suchten sich das durch ein Ding desto besser merken zu können. Gehet, so entstand vermutlich der Reim.

Ich muß es gestehen, daß der Reim in dieser Beziehung ganz gut und vernünftig genannt zu werden verdiente. Allein, da bei uns die wenigsten, oder wohl gar keine, Gedichte die Absicht haben, daß man sie eben aufwendig lernen soll, so gemahnt michs mit den Reimen, die der Dichter dran fleket, nicht anders, als wenn der Mahler seinen Pferden Flügel ansezet, welches doch der Natur dieser Thiere



Thiere zuwider lauft. Es ist bekannt, was
 Harsdörfer vor eine Thorheit begangen hat,
 der sich träumen ließ, ein ganzes Lustspiel in
 Sprüchwörtern abzufassen. Warum? es
 war dem Zweck der Sprüchwörter nicht ge-
 mäs. Eben so niedrig ist ja die Beschäfti-
 gung, wenn man vollständige Gedichte reimet.
 Die Erfinder der Reime thaten solches nicht
 einmal; sondern die Anfänger in der teutschen
 Poesie haben sich zweifelsohne dieses Spiels
 werth zuerst um deswegen gefallen lassen, da-
 mit der Leser in ihrer meistens gedankenlo-
 sen Zusammensetzung der Töne doch wenigstens
 ein lustiges Getlapper hören, und den Schlaf
 aufhalten mögen. Wollen wir denn nun ei-
 nem alten Herkommen aus dem Grunde so
 viel Platz einräumen, weil es lächerlich
 ist?

Doch

Doch es ist nunmehr Zeit, daß wir den Reim und zugleich das Silbenmas in der alten teutschen Dichtkunst vielmehr aus unleugbaren Gründen mißbilligen. Die Richtigkeit einer nötigen Erklärung der Dichtkunst soll uns den Weg hterzu bahnen. Ich nenne sie eine Wissenschaft, etwas durch einen bilderhaften Ausdruck der Worte so zu beschreiben, wie es die eigentliche Natur desselben erfordert.

Zum Überfluß will ich beiläufig erinnern, daß wir uns eben iezo nicht um alle Merkmale, die in dieser Erklärung vorkommen, bekümmern, oder nähere Beweise davon verlangen dürfen; sondern ich brauche nur diejenigen heraus zu suchen, die an seinem Orte die Absicht des Vorhabens befördern helfen.

Nach diesem Begriffe wird nun die Erklärung



ferung nicht schwer werden, ob die Reime zur Poesie gehören, und in wie fern das Silbensmas dazu tauglich sei. Ich will erstlich mit dem Reim vollends zu Rande kommen. Zu dem Ende schließ ich: Alles dasjenige, was in der Dichtkunst nichts dazu beiträgt, daß eine Sache dadurch natürlicher hergestellt wird, und was solche vielmehr unnatürlicher macht, das muß ich davon lassen; der Reim trägt nichts dazu bei, daß eine Sache dadurch natürlicher hergestellt wird; sondern er macht solche vielmehr unnatürlicher; folglich muß ich den Reim in der Dichtkunst vermeiden. Man wird vielleicht nur den Beweis des Untersazes von mir fordern. Es enthält solcher zwei Glieder; daher will ich das erste zuerst vornehmen; oder ich will zeigen, daß der Reim eine Sache keinesweges natürlicher herstelle.

Etwas

Zuerst

Etwas natürlich herstellen, kan in der Dichtkunst nichts anders heißen, als Worte zu recht vollkommenen Zeichen der Gedanken machen, so, daß man nämlich durch sie leicht an dasjenige gedenket, was man denken soll. Den Grund zur Entwicklung dieser Vollkommenheiten geben zween Absätze. Ich betrachte nämlich entweder das materielle oder das formelle der Worte. Die Materie heißt so viel, als das leere Wort, oder blos die Verknüpfung gewisser Buchstaben an sich selbst, so, daß ich mein Augenmerk noch gar nicht auf das bezeichnete, und auf den Gedanken, den das Wort andeuten soll, richte; unter der Form aber versteht man das bezeichnete Ding, oder den Gedanken, der durch das Wort, als das Zeichen desselben, ausgedrückt werden soll. Hieraus ist begreiflich, daß nur zwei Arten in

B

der



der Dichtkunst zu gedenken sind, wodurch man eine Sache natürlicher herstellen kan. Zur einen gehöret dasjenige, was von den puren Tönen handelt, und zur andern gehören die Gedanken. Solte nun der Reim etwas natürlicher zu machen fähig sein; so müste der Reim ein Mittel heißen, wodurch entweder schon die bloßen Töne so vollkommen anzusehen wären, daß man durch den Laut derselben auf gewisse Gedanken käme: oder die Gedanken müsten dadurch selbst besser determinirt werden können.

Unter welches Fach wollen wir den Reim bringen? Er ist ein änlicher Schall der Endsilben in unterschiedenen Versen. Im ersten Fall, wenn der Klang leerer Töne durch seine Vollkommenheiten schon im Stande sein soll,



fol, die Ohren zu fizehn, und überhaupt die Sinne zur lebhaftern Empfindlichkeit aufzufordern, können wir zwar nicht leugnen, daß dieses, an und für sich betrachtet, möglich sei, masen ich solches unten beim Silbenmase weitläufiger zeigen werde; Allein in Anwendung auf dem Reim sind kurzum die verführten Vollkommenheiten der Töne deswegen gar nicht möglich, weil die Uebereinstimmung der Verschiedenheit, als der vornehmste Charakter des vollkommenen, darinnen fehlet: denn der Reim gründet sich in einer bloßen Ähnlichkeit des Schalls, und er begreift also nichts weniger als die Symmetrie des mannigfaltigen in sich. Es ist demnach gewiß, daß sich der Reim nicht dorthin zählen lasse, wo durch die Materie der Worte, das ist, ihre leeren Töne, schon etwas bedeutet werden sollte. Im andern

B 2

Sall,



Sall, da nämlich in formeller Beziehung die Gedanken selbst eine genauere Bestimmung durch den Reim erhalten sollten, so, daß deren Schwung prächtiger, edler u. d. gl. würde, seh ich ebenfalls nicht dem mindesten Grund zur Behauptung vor mir. Wenn ich mich bemühe, just das Gegenteil darzuthun, und zu zeigen, daß vielmehr der Reim die Gedanken verderbe, so glaub ich zugleich sattsam bewiesen zu haben, daß er sie keinesweges besser determinire, oder auf einige Weise natürlicher mache. Es betrifft solches das Zweite Glied in dem Untersatz meiner obigen Schlußrede, womit ich mich also noch ein wenig beschäftigen muß.

Ein Gedanke wird unnatürlich gemacht oder verdorben, wenn die Worte, welche
den



den Gedanken ausdrücken sollen, so beschaffen sind, daß man sich durch ihre Perception viel eher etwas anders, als eben diesen Gedanken, vorstellen kan. Ist dieses wahr, so darf ich gar nicht lange nachsinnen, wenn ich vom unnatürlichen des Reims zu sprechen gedenke, und wer sonst gerne gereimt hat, oder noch reimet, muß wider die Überzeugung seines reimvollen Geistes ungereimt handeln, wenn er den Reim und die darinnen herrschende Thorheit nicht zusammen reimen will.

Zu was für wilden Ausschweifungen verleitet er nicht? Ein ehrlicher Reimer drückt sich hier freilich ganz anders aus. Er spricht: der Reim ist ein Erfindungsmittel schöner Gedanken. Nun ist es zwar wahr, Anfangsreien und Kleinigkeiten haben, wir man Exem-



pel weiß, bisweilen Anlaß zu großen Wahrheiten gegeben, und vielleicht werden die Dichter auch zu Zeiten durch den Reim glücklich. Allein, wenn sich einer vornimmt, mit den Kindern aus dieser Ursache täglich im Rothe herum zu wühlen, weil Hänßgen vor einigen Jahren acht Groschen drinnen gefunden hat: so scheint mir dieses Mittel, reich zu werden, allzu mühselig; ich will sagen, wenn der Reim erstlich Gedanken erregen soll, so muß es windigt um der Dichter aussehen. Laßt es aber auch sein, daß der Reim armen Stümpfern manchmal aus der Noth helfe, so muß man doch zugeben, daß er hergegen viel eher tausend Krüppel, als einen gesunden Gedanken, zum Vorschein bringe. Es kan solches gar nicht bestritten werden. Wenn der Dichter eine Zeile hingeschrieben hat, und nunmehr etwas anders,



anders, das nach der Ordnung seiner Meditation folgt, und vollkommen schön ist, drauf setzen könnte, so muß er diese Schönheit mit Gewalt verleugnen, und einen schlechten Einfall Platz machen, blos um deswillen, weil ihn der Reim veriret. Will er sich für diesen schlechtern Einfällen hüten; so muß er seinen Witz unterdessen im wüsten Felde der Einbildung herum flattern lassen; er muß, wenn er ja was in denselben antrifft, aus zu besorgender Entwischung des herrlichen Schazes alles Kaunderwelsch unter einander mengen. Er muß ferner, wenn ihm ein widriges Schicksal diesen Dunst und Schatten, wornach er schnapet, gar nicht ergreifen läßet, oder wenn er etwa zu frühzeitig über dasjenige, was er bereits in Händen zu haben glaubte, froloket, und also dadurch sein erplündertes Gut wieder verlies-



ret, alsdann muß er aus der Kette seiner Gedanken ein Gelenk ums andere heraus reisen; er muß, den Regeln eines ächten Schriftstellers zuwider, weniger vorbringen, als er vorhero gedacht hat, und dieses kleinere muß er furchtsamer ausdrücken, als er sonst gethan haben würde; Kurz, ein Dichter wird durch den Reim so sehr in die Enge getrieben, daß er selbst nicht weiß, was er anfangen soll. Aus lauter Ungedult zerläueth er eine Feder nach der andern, ehe sein neues Gedicht, welches doch fertig werden soll, zur Welt kömmt; und wenn es denn endlich kömmt; so wird man mit Verwunderung gewahr, daß nach Begehung des Reims nichts, als dürres Stroh und Stoppeln, übrig bleibt. Ausländische Thiere, Pflanzen, Steine, Gebäude, Münzen und dergleichen gelehrtscheinende Seltenheiten,
die



die die Ausführung seines Gegenstandes nicht im geringsten betrafen, und die bloß der verführerische Reim zeugete, alle diese Gaukeleien breitet er, gleich den Marktschreibern, sorgfältig darinnen aus; und weil es zugleich nicht anders sein kan, als daß er, was die Schreibart anlanget, sich bald über alle Sphären der Menschheit erhebet, bald aber wieder im niedrigsten Staube des Pöbels kriechet: so wirds einem unter währenddem Lesen gemeiniglich grün und gelb vor den Augen, und man kan im mindesten nicht verstehen, was in dem Gedichte hat sollen gesagt werden. Wie? Sollte wohl die gereimte Poesie eine Sache nicht unnatürlich machen. Mit einem Dichter, der dieses Blendwerk verabscheuet, siehet es ganz anders aus. Der muß Kunst und Ordnung zeigen, wenn er will bewundert werden; und dieses

B 5

ist



ist billig: denn er hat mehr Freiheit. Er darf keine Qual und Folter befürchten, die ihm allerwegens Hindernisse sezet. Doch genug hiervon.

Wir wollen nunmehr auch die Beschaffenheit des alten Silbenmases in Erwägung ziehen. Hierbei fragt sich: ob die Dichtkunst überhaupt ein Silbenmas nötig habe, oder ob solches nur etwas willkührliches in derselben sei? Aus der hinlänglichen Beantwortung dieser Frage wird zugleich die eigentliche Gestalt eines guten Silbenmases kennbar werden.

Es ist leicht zu erachten, daß wir in dieser Absicht fürnämlich das Wesen der Dichtkunst zum Folgerungsgrunde sezen müssen. Solches erfordert, man soll ein Ding seiner Natur gemäß durch Worte schildern. Könnten wir nun
dar

darthun, daß dieser Endzweck ohne Silbenmas
füglich zu erreichen sei, so wär ohnsehlbar das
Silbenmas überflüssig; findet sich aber das
Gegenteil, so ist es die Pflicht eines Dichters;
daß er den Gebrauch eines Silbenmases allers-
dings beobachte.

Wenn etwas durch Worte recht natürlich
abgebildet werden soll, so müssen die Worte,
wie wir solches bereits bei den Reimen ange-
führt haben, ganz vollkommene Zeichen der
Gedanken vorstellen. Sie sind aber alsdann
vollkommen, wenn ein Ding leicht durch sie
bedeutet werden kan; und je leichter demnach
ein Ding durch sie bedeutet werden kan, desto
vollkommener sind sie. Die Bedeutung be-
zieht sich, bekannter masen, auf die Form, das-
jenige



jenige aber, was angedeutet wird, auf die Materie.

Nun gebe man wohl Achtung. Hält die Materie verschiedene Bestimmungen in sich, so, daß dieselben alle miteinander dennoch nur eine Form ausmachen; so ist die Bedeutung leichter einzusehen, als wenn die Materie nur einfach bestimmt wird. Das Materielle der Worte läßt sich in dieser Relation auf zweierlei Weise bestimmen. Einmal können die Gedanken so dadurch an den Tag gelegt werden, wie man sie, nach dem gewöhnlichen Gebrauch zu reden, damit verbindet, es mag nun solches entweder im figürlichen Verstande, oder schlechthin, geschehen; Zweitens aber können auch diese nämliche Gedanken, in Ansehung des Klangs, oder der buchstäblichen Aussprache,



che, welche die Worte von sich geben, viel reizender dadurch erscheinen, daß, wo gleichsam an der Pracht noch einige Züge mangeln, alles ergänzt und ausgefüllt werde. Geschiehet jenes, so müssen wir zugeben, daß auch Gedichte verfertigt werden können, die gar kein Silbenmas haben, in wie fern nämlich das Wort Gedicht in seinem weitesten Umfang zu verstehen ist. Der bekannte Telemach kan zum Exempel dienen. Geschiehet aber dieses, da man nämlich alles gar sehr genau nimmt, was zur Vollkommenheit eines guten Gedichts gehöret, so wird unumgänglich ein Silbenmas erfordert. Die Behauptung des letzten gründet sich in diesem Schlusse: Wer dichten will, muß nichts in der Dichtkunst unterlassen, was seine Absicht mit befördert, das ist, was die Sache, von welcher er dichtet, natür-



natürlicher zu erkennen giebt, als sie würde gewesen sein, wenn er, dieses Mittel anzuwenden, unterlassen hätte; Das Silbenmas, wenn es gut ist, kan ein Mittel werden, dieser Absicht Genüge zu leisten: mithin darf ein Dichter solches nicht unterlassen.

Ich soll ohne Zweifel den Untersatz beweisen. Dem zu Folge muß ich zuvörderst einige Begriffe, die hieher schlagen, entwickeln. Ich will demnach zusehen, was wohl überhaupt durch ein Silbenmas verstanden werde.

Gleichwie aber solches aus den so genannten Füßen bestehet; also hoffe ich nicht zu irren, wenn ich einen Fuß in der Dichtkunst vorher durch eine Zusammenfügung mehrerer Silben, die durch einen gewissen Teil der Zeit bestimmt wird, erkläre, und wenn ich alsdann das Silbenmas diejenige Zusammenfügung



fügung der Süße nenne, die durch eine gewisse Anzahl derselben bestimmt wird. Bei dem Silbenmas ist die Rede von Silben und Worten, und also, weil die Aussprache damit verknüpft ist, überhaupt von Tönen. Wenn sich Töne so gegen einander verhalten, daß dieselben durch gewisse Teile der Zeit bestimmt werden, so entsteht eine Melodie. Es wird derohalben Niemand verneinen, daß mit dem Silbenmas eine Melodie vergesellschaftet sey.

Dieses zum voraus gesetzt, kan ich zur Bestätigung des vorhin geforderten Beweises folgenden Schluß bilden: Wosern es wahr ist, daß die Melodie des Silbenmases die Gemüter der Leser aufmerksam machet; Daß sie die Seele derselben zu gewissen Wirkungen beweget;



weget; daß sie diejenigen Empfindungen in ihnen herfür bringet, welche sie nicht gehabt haben würden, wenn sie dieser Umstand nicht drauf gebracht hätte, und so weiter: so ist es gewiß, daß diese Melodie ein Mittel sein muß, wodurch ich eine Sache natürlicher herzustellen im Stande bin, als sie ausserdem geblieben wäre; nun ist aber das erste wahr: also kan auch das letzte nicht geleugnet werden.

Dem Obersatz in diesem Schlusse wird ebenfalls kein Mensch widersprechen. Den Untersatz kan ich erstlich alsdann erhärten, wenn ich dasjenige, was hier abstrakt gesagt worden ist, auf das heroische Silbenmas anwende. Jetzt erheischt meine Schuldigkeit, darzutun, daß unser altes Silbenmas die vorerwähnten Eigenschaften nicht besitze.

Was



Was kan leichter sein, als dieses zu bewerk-
stelligen. Denn vermöge dessen, was ich bei-
gebracht habe, müßte selbiges nothwendig eine
Melodie aufzeigen können. Diese Melodie
müßte ferner entweder in den einzeln Füßen
stecken; oder sie müßte sich in der Zusammenfü-
gung derselben, das ist, im ganzen Silben-
masse befinden. Nun wollen wir setzen, daß
unser Silbenmas in einzeln Füßen etwas me-
lodisches spüren liese; so müßten wir annehmen,
daß in denselben ein Verhältniß der Töne
durch gewisse Theile der Zeit bestimmt würde.
Da nun ein Fuß in unserm Silbenmasse nur
zwo Silben in sich faßt; zwei Dinge aber kein
Verhältniß ausmachen, weil in einem Ver-
hältniß etliche Größen mit einander in Ver-
gleichung kommen müssen: so kan auch in einen
Fusse kein Verhältniß der Töne durch gewisse
C Theile



Teile der Zeit bestimmt werden, und es kan, aus
 dieser Ursach, auch keine Melodie darinnen an-
 zutreffen sein. Wenn man dieses mit der oben
 gegebenen Erklärung eines Fußes verbindet, so
 ist zugleich klar, daß man eigentlich nicht einmal
 Füße bei unserm Silbenmasse behaupten könne;
 ich habe aber um deswillen diese Benennung
 beizubehalten nicht unterlassen mögen, weil ei-
 nes Theils zwei Silben überhaupt doch nun ein-
 mal ein Fuß heißen, andern Theils aber, weil
 ich auf die Art am besten determiniren konnte.
 Ich will den rückständigen Theil solcher Determi-
 nation so bald vornehmen. Wollte man näm-
 lich vorgeben, daß sich in Absicht auf mehrere
 Füße zugleich, oder im ganzen Silbenmas,
 eine Melodie zeigte, so müßten die Füße von ver-
 schiedener Gattung sein, weil sonst eben
 dasjenige, was von den Füßen gesagt wird,
 auch



auch vom Silbenmaße gelten muß, indem solches bloß eine Zusammenfügung derselben ist, die allein ihre Anzahl bestimmt; Nun ist aber ein Fuß dem andern gleich, und hat durchgängig nur einerlei Gattung: Daher ist es ebenfalls umsonst, wenn man dem völligen Silbenmaße eine Melodie zugestehen will.

Wer gesunde Ohren hat, wird auch in der That vielmehr einen besondern Ubelklang in demselben wahrnehmen, und also dadurch einen heimlichen Verdruß bei sich spüren. Die ewige Monotonie, die darinnen herrschet, gemahnet mir just wie der Baurentanz. Ein gleichförmiger Sprung vertreibt den andern, und das immer so fort, bis zum äußersten Ekel. Ist aber das die erforderliche Annehmlichkeit, welche man in einem Gedichte zu empfinden hoffet? Der Leser schnadert ein solches Gedichte daher,

C 2

ohne



ohne, daß er sich durch das Silbenmas im geringsten an den Wehrt, und an die Natur, des Gegenstandes erinnern läßet. Den Ohren verursacht es zugleich eine betäubende Widrigkeit; und wie mag wohl alsdann dasjenige in der Seele etwas ergeßliches zu Wege bringen, was schon in dem Ohr, als gleichsam dem Vorgemache derselben, Unzufriedenheit und Mißfallen anrichtet?

Man kan also mit Händen greifen, daß es nicht ohne Grund sei, wenn wir uns wundern, wie doch die Poeten bisher an einer Sache haben Vergnügen finden, oder vielmehr Gedult beweisen mögen, welche, die Wahrheit zu gestehen, nicht das geringste tauget; da doch eine viel anständigere die Stelle derselben vertreten kan. Es ist nicht schwer zu erachten, daß ich dasjenige Silbenmas meine, das die Väter der
Dicht-

Dichtkunst, Homer und Virgil gebraucht haben; das aber hernach in den eisernen Jahren der Deutschen in Verfall kommen ist; und das in unsern Tagen Herr Klopstock mit verjüngter Schönheit wiederum aus dem Staube herfsucht. Diese Veränderung, welche die Dichtkunst betrifft, macht hauptsächlich einen ganz andern Zustand in derselben aus, und ich will demnach meine Gedanken nunmehr auch noch kürzlich darüber entwerfen.

Ist der veränderte Zustand in der Dichtkunst vernünftig, oder unvernünftig? Die Auflösung dieser Frage kan meiner Absicht Genüge leisten.

Gleichwie aber an sich selbst nur zwei Arten der Veränderung zu gedenken sind, masen ein Ding entweder vollkommener oder unvoll-



Kommener dadurch wird; Also siehet man leicht, daß wir prüfen müssen, ob aus der Klopstokischen Veränderung Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten erwachsen. Zur Vollkommenheit verpflichtet uns die Vernunft; Unvollkommenheiten aber sind Wirkungen der Thorheit. Wenn wir ein Ding vollkommener machen wollen, so müssen wir vorhandene Unvollkommenheiten, durch deren Dasein an dem Ausbruch der Vollkommenheiten Hindernisse gesetzt werden, zu zerstören suchen. Geschicht diese Zerstörung, so ist die Veränderung vernünftig, wo nicht, unvernünftig oder thöricht. Wir wollen zeigen, daß die Klopstokische Veränderung in der Dichtkunst vernünftig sei. Folgender Schluß mag es bewerkstelligen: Wer Unvollkommenheiten in der Dichtkunst ausrottet, deren Dasein gewisse Vollkommenheiten



heiten an ihrem Ausbruch verhindert, der verändert die Dichtkunst auf eine vernünftige Weise; Herr Klopstock hat solches gethan: also muß die Veränderung, die er in der Dichtkunst unternommen hat, vernünftig sein. Die Richtigkeit des Obersatzes erhellet aus dem, was bereits angeführt worden ist; und der Untersatz kommt um deswillen mit der Wahrheit überein, weil Herr Klopstock den Reim und das alte Silbenmas, als erwiesene Unvollkommenheiten, verwirft, und dargegen, was das letzte, nämlich das Silbenmas, anlanget, solchem eine viel bessere Gestalt giebt. Die Mesiade beweist beides. Reime kommen darinnen nicht vor, und daß das heroische Silbenmas seinem rechten wesentlichen Zweck gemäß sei, begreifen Kenner ebenfalls. Ich darf nur noch ein wenig davon beibringen.



Ein melodisches Silbenmas, dergleichen das heroische nach dem entwickelten Begriff eines Silbenmases sein muß, ist nämlich, wie wir vorhin zu zeigen versprochen, im Stande, den Leser oder Hörer aufmerksam auf dasjenige, was der Poet schildert, zu machen, so, daß er sich dasselbige, wenn dieses Mittel nicht zur Hand gekommen wäre, nicht so deutlich würde vorstellen können, weil die Einlassung der Sinne dabei fehlet. Dieß ist nun unstreitig. Longin scheint fast gleichergestalt zu reden. „ Eben deswegen, spricht er, ist das „ Silbenmas nötig und beträchtlich, weil man „ dadurch recht mit der Natur belustiget wird, „ und weil es ein außerordentliches Hülfsmittel „ zu jeden Bewegungen in den Gemütern abgiebt. „ Wir wissen ja, daß in der That mehr Eigenschaften der Dinge sind, als man
Worte



Worte hat; daher ist es gar nicht möglich, daß Worte hinlänglich sein sollten, allemal den richtigen Ausdruck zu verschaffen. Da aber doch gleichwohl eine jede Sache ihre besondere Sprache haben will, so muß man sich bemühen, diesen Mangel auf eine andere Art zu ergänzen. Was kan schicklicher hiezu sein, als unser heroisches Silbenmas? Auf wie vielerlei Weise melodische Veränderungen in demselben möglich sind, auf so vielerlei Weise können auch die verschiedenen Qualitäten des Vorwurfs in den Sinnen bezeichnet werden. Nur muß man wohl untersuchen, was für eine Bedeutung daher entsteht, und ob diese Bedeutung mit der vorhandenen Sache bequem übereinkömmt, damit nichts widersprechendes mit unterlaufe. So wie die Aussprache der Töne lautet, so muß uns auch das entworfenene Bild alsdann in

C 5 die



die Sinne fallen, wenn wir solches bei Gelegenheit selbst empfinden. Es darf gar kein Unterschied unter dem sein, was wir lesen, und was wir mit Augen sehen, oder mit Ohren hören. Aus dieser Ursache nennet auch Herr Klopstock die Dichtkunst mit Recht eine Nachahmerin des Geistes Gottes. Denn was uns derselbe in der Natur nach seinem Wesen darge stellt hat, das zeigt uns die Dichtkunst unter bilderhaften Worten in einer so lebhaften Gestalt, daß wir uns einbilden, als ob wir die Geschöpfe selbst wesentlich vor uns hätten, die doch öfters unendlich weit von uns entfernt sind. Die Poesie ist also nichts anders, als eine redende Malerei. Was der Maler durch aufgetragene Farben vorstellet, das thut der Dichter durch Worte.

Die



Die Beschreibungen würden zu weitläufig werden, die ich hier von vielen besondern Dichtern aus der Experiencz machen müßte, weil alle Worte gar eigentlich zergliedert, und mit den Umständen, die sie betreffen, genau zu vergleichen sind. Es muß dannenhero ein jeder, der mehrern Grund hiervon erfahren will, die schöne Mesiade, das einzige Gedicht, worauf wir uns zu aller Zeit getrost berufen können, selbst zur Hand nehmen. Dermalen soll es genug sein, ein Paar der geringsten Proben, so, wie sie mir eben beifallen, nur ganz kurz angeführt zu haben.

Der erste Gesang des Mesias enthält folgende Strophe:

„ „ „ „ Schon sink ich vor dir in niedrigen
Staub hin,

Lieg, und bet, und winde mich, Vater, im
Todeschweise.

In



In diesen Versen ist das Silbenmas so vortreflich nach den Gedanken eingerichtet, daß die bündigsten, und auserlesensten. Redensarten dasjenige noch lange nicht hätten bewerkstelligen mögen, was der Dichter in wenigen Worten durch das bloße Silbenmas zu thun fähig gewesen ist. Der Messias befindet sich nämlich bei seinem Leiden am Delberg in der größten Mattigkeit; er ist so schwach und kraftlos, daß er so gar nieder auf die Erde sinket; weil er nun so hinsinkt, ohne sich aufrecht erhalten zu können, und gleichsam auf einmal da liegt: so wird dieser Umstand gar unvergleichlich mit einem vorhergehenden Dactilus, der das plötzliche Zinsinken anzeigt, und alsdann mit zweien einsilbigen Wörtern, die wider die Ordnung den Vers endigen, und die daher zu erkennen geben, daß es auf einmal aus mit dem

dem Heilande sei , vor Augen gemallet. Nach diesem, da der Heiland vor Angst und Unruhe kaum noch fallen kan, und ihm also die Sprache überaus schwer wird, ist ein doppelter Spondaus, der die Langsamkeit mit sich bringt, nebst einem ungewöhnlichen Abschnitt der Süße gebraucht worden, wodurch wir sehen, daß der sprechende Ohnmächtige alle Worte einzeln und zwar recht tief aus dem innersten seines Herzens herfürgeholet habe. Er will sich hieraus ermannen, und windet sich ein wenig, welches die zween folgende windende Süße an die Hand geben; fällt aber, da der Tod näher kömmt, bald nieder von neuem in eine stärkere Ohnmacht, daß also seine Reden, ohne noch den Schluß davon laut zu vernehmen, völlig aufhöret, gleichwie das Silbenmas ebenfalls am Ende ganz stumm wird, da doch, wenn es
regelt



regelmäßig klingen sollte, die Stimme daselbst abfallen, oder etwas erhabener und flüchtiger gehört werden mußte. Sehet! das heist natürlich schildern.

Man erwäge wiederum folgendes:

Schweigend, mit göttlich erheiterten Minen, erhob
sich der Seraph;
Jesus sah vom Delberg ihm nach.

Wenn sich hier der Engel Gabriel auf Befehl des Messias gen Himmel erhebet, so wird man durch die rege Abmessung des Silbenmaßes das natürliche, welches mit dieser Handlung verknüpft ist, nicht minder schön, als beim obigen, gewahr, indem man dem Seraph, so zu sagen, nachsehen, und wie er sich allmählich in die Höhe schwingt, sich ganz eigentlich vorstellen kan. Eben darum wird auch
ge



gemeldet, daß Jesus sein Augenmerk auf diesen Flug gerichtet gehabt hätte; welches der Dichter nicht völlig thun konnte, wenn es nur gerade weg, ohne Silbenmas, hiese: der Seraph habe sich in den Himmel erhoben: masen man auf die Art nicht wüßte, ob solches schnell und sehr behend vollbracht, oder ob einige Zeit, in welcher eine Nachblikung möglich gewesen, dazu angewandt worden wäre:

Ferner:

Selia sah ihn, und blieb unverwandt in stiller

Entzückung

Stehn. Schon waren mit eilendem Flügel zwei

fliehende Stunden,

Über sein Haupt mit der Stille der Nacht vorüber

geflogen,

Als er noch stand.

Hier



Hierinnen giebt uns der Poet durchs Silbenmas auf zwei Dinge, besonders Achtung zu haben, Anlaß. Einmal können wir die außerordentlichen Regungen in dem Selia bemerken, die dadurch angedeutet werden, daß er steht; er stehet nicht, sondern er steht, nemlich starr und unbeweglich auf einem Fleke, wie etwa Jemand, der von einer anmutigen Gesang gar nicht fort zu bringen ist; um das Vergnügen, das er durch die Anschauung des Erlösers empfindet, recht mit Muse zu genießen. Zum andern können wir aus der gleich drauf folgenden dactylischen Mensur den geschwinden Verlauf der Zeit über diesem Vergnügen beobachten. Kaum da er angefangen hat, sich zu ergezen; kaum da man ihn stehn siehet: so sind schon mit eilendem Flügel zwö fliehende Stunden vorüber geflogen. Wie groß



groß muß also nicht die Entzückung gewesen sein!

Vielleicht spricht Jemand, alles dasjenige, was hier gesagt worden ist, hieße zu sehr gekünstelt, und dergleichen Künsteleien müßten vielmehr vor einen Fehler, als vor Schönheiten, geachtet werden. Was heist aber künsteeln? Ich sage: man künsteelt sodann, wenn man die Kunst gleichsam mit den Haren herbeiziehet, oder wenn man da den Witz häufig einzustreuen bemüht ist, wo er sich gar nicht hinschikt. Dieß ist ein Fehler. Es muß alles ungezwungen, und von selbst, kommen. Die Annehmlichkeit muß sich erstlich verstellen, um sich hernach desto schöner wieder finden zu lassen. In Erzählungen und Historien, die der Poet manchmal nötig hat, war es freilich einfältig, wenn die hohe Critik allermwegens mit unterlau-

D

fen



fen sollte; Dieselbigen erfordern allerdings eine, ob zwar nicht niederträchtige, jedoch plane, und gemäsigte, Schreibart. Wosern aber Schilderungen zu machen sind, alsdann „müssen sich, nach Longins Meinung, Kunst „und Natur so vermischen, daß die Kunst „selbst die Natur zu sein scheint,„ oder, welches einerlei ist, daß man die unter der Natur verborgene Kunst nicht straks gewahr wird, sondern gleichsam erstlich eine Weile suchet, um hernach durch die entfaltete Täuschung derselben desto stärker gerührt zu werden. Kan man nun etwas anders von der Klopstockischen Dichtkunst behaupten; und ist nicht das darinnen befindliche Silbenmas überaus wichtig und nachdrücklich?

Einem Einwurf muß ich noch begegnen. Die Leute sagen; Der Idiotismus unserer
 Sprach



Sprache vertritt gar dasjenige Silbenmas nicht, wovon Herr Klopstock Urheber ist, sondern dasselbige sei blos im griechischen und lateinischen anzuwenden. Man beliebe aber hierauf dieses zu vernehmen: Die Deutschen haben entweder dreierlei Silben, nämlich lange, kurze, und solche, die nach Gefallen lang und kurz zugleich gebraucht werden können; oder nicht. Dem letzten widerspricht die Erfahrung, und wenn das erste Statt findet, so ist alles vorhanden, was zum griechischen Silbenmas erfordert wird. Zwar muß man so viel zugeben, daß unsere Sprache so wohl am Anfang, als am Ende, der Wörter viele mitlautende Buchstaben zeigt, und daß hierdurch, weil in der Zusammensetzung oft Positionen entstehen, mehr harte Wörter, als in andern Sprachen erwachsen; allein was kann dieses schaden?



Wer das Amt eines Kunstrichters besser, als unsere gemeinen Critikaster, versteht, wird mit mir einig sein, daß die teutsche Sprache wegen eben dieser Härte, wenn die Wörter sonst an gehörigen Orte der Pronuntiation nach, kurz bleiben, und mit einer gelenken Zunge firm ausgesprochen werden, ein besonderes Ansehen bekomme.

Ja, heist es endlich, wenn man sich nicht weiter fortzukommen getrauet, das ist schon alles gut; aber will man denn den ganzen alten Dichterhaufen nur so zu Schanden machen? Dieses kan ohnmöglich angehen. Die reimende Dichtkunst ist doch nun gleichwohl von so langer Zeit her, und von so weckern Poeten beliebt worden; wer mögte sich also die Kühnheit nehmen, nun auf einmal den Stab über sie zu brechen? Ich antworte: man ist in
der



der That vielmalen da zu verzagt, wo man doch nichts zu befürchten hat. Die Gewohnheit beweiset nicht eher etwas, als bis man zeigt, daß die gewohnte Sache gut und vernünftig sei; ist hergegen die Neuerung gut und vernünftig; so kan sie mir eben so lieb sein, als die älteste Gewohnheit. Wahr ist es, wir haben den Bemühungen unserer Vorfahren dennoch unendlich vieles zu danken, und wir wollen keinesweges verneinen, daß die Poesie so wenig, als andere Wissenschaften und Künste, in gegenwärtigem Zustande wären, wenn uns andere nicht vorgearbeitet hätten; Allein eben deswegen ist es unsere Pflicht, an demjenigen Grunde, dem sie uns mit vieler Mühe gelegt haben, und worauf wir ein vollkommenes Gebäude führen können, täglich zu arbeiten. Wir dürfen gar nicht urtheilen, daß wir sie be-



leidigen, wenn wir nicht alles in der Verfassung, worinnen sie es hinterließen, annehmen. Nur ein Wurmsamenhändler fodert abgöttischen Beifall; ausserdem aber hat man vielmehr dieses zu allen Zeiten für etwas thöriges gehalten, wenn wir unsere Vernunft nach den Gesetzen derjenigen abwägen, die gewohnt sind, ohne Unterschied nachzuahmen. Der ächte Fortgang und die wahre Höherbringung einer Kunst gründet sich in der Verbesserung dessen, was unsere Väter nicht gar zu Stande bringen konnten. Sehen wir nun die Verbesserung mit offenen Augen; warum wollen wir sie nicht billigen? Warum wollen wir dasjenige kunstmörderisch lieblosen, was uns selbst Schande bringet?

Freilich wird es hinführo nicht mehr so leichte sein, Verse zu machen; dieses wollen wir



wir herzlich gern einräumen: allein deswegen scheint mir eben die neue Dichtkunst besonders einen ansehnlichen Vorzug gegen der alten zu rechtfertigen, weil sich, in Betrachtung der grössern Geschicklichkeit, die sich darinne sehen lassen muß, doch mit der Zeit wenigstens Schuster und Schneider nicht an der Dichterspule vergreifen dürften. Ist nicht der Schwarm solcher Pritschmeister lediglich Ursache daran gewesen, daß der mehreste Theil von Gedichten, wenn man sie kaum des Anschauens gewürdiget hat, entweder zu Pfefferdeuten oder Schnupftüchern gemacht wird?

Zuletzt muß ich noch einen Anfall müßiger Schwärzer zergliedern, der in meine gegenwärtige Beschuldigung zufälliger Weise einen Einfluß hat, weil er das Klopstockische Helden-



gedicht, das ich zum einzigen geprüften Muster in der neuen Dichtkunst aufstellen kan, angehet. Man schilt nämlich so sehr auf die Erdichtungen in der Meßiade. Ob ich nun schon versichert bin, daß die meisten nur dasjenige nachbeten, was sie etwan einmal in Gesellschaften gehört haben, und daß sie also gar nicht wissen, ob sie etwas gutes, oder etwas böses tadeln; so siehet man doch, wie diese gelehrten Parteigänger gleichwol öfters Unheil und Schaden anzustiften fähig sind, indem andere, die gleichfalls nichts weiter, als ja und nein, sprechen können, dadurch angelockt werden, bei Gelegenheit ihr ohnedem schon schwaches Urtheil noch weit verdorbnener und unsitteter an den Mann zu bringen, so, daß endlich die beste Sache zum Exempel der Thorheit aufgestellt zu werden pflegt.

Was



Was will man denn wohl, frag ich, damit haben, wenn man die Erdichtungen aus den Gedichten, oder ins besondere, aus der Mesfiade zu verbannen meint? Sollen die erdichteten Namen darunter zu verstehen sein; so wäre nichts pedantischer von der Welt, als wenn man verlangte, daß es in einem Gedichte heißen müste: es war einmal ein Mann, es war einmal eine Frau, der oder die u. s. w. Würde man diese trokene Lieder nicht mit den empfindlichsten Verdruß erblicken, und ist man daher, solche zu vermeiden, nicht genötiget, Namen zu fingiren? Warum wollen wir nun bei denjenigen, was allen Scribenten insgemein erlaubt ist, in Ansehung des Herrn Klopstoks eine Ausnahme machen. Zudem sind ja die erdichteten Namen, die er gebraucht hat, größtentheils, dem hohen Gegenstande gemäß, aus der

D 5

heilig



heiligen Schrift, oder doch aus bewährten Traditionen, genommen, die auch nicht allemal gänzlich zu verwerfen sind. Verstehet man aber die Erdichtungen an sich selbst, so fällt man in der That immer tiefer in die Unwissenheit. Gedichte haben ihren Namen von den Erdichtungen; und es ist unstreitig, daß, wosern die Erdichtungen darinnen fehlen sollten, dieselbige kaum des Lesens würdig wären, wie solches Horaz, ein Fürst unter den erleuchteten Dichtern, schon lange bündigst verteidiget hat. Wenn das erdichtete freilich vor der Natur, als der Norm, und dem Maßstabe, alles desjenigen, was recht oder unrecht ist, abweicht, und mit sich selbst streitet, so muß es allerdings nârrisch genennet, und vor einen Fehler angesehen werden; ordentlich aber ist es ungemein schätzbar, weil eben dadurch die Lebhaftigkeit entsteht. Ich will



will eine Stelle aus des berühmten Bergers
Buch de naturali pulchritudine orationis
hieher setzen. Sie lautet S. 115. also: „Plus „
enim veniae datur iis , qui delectandi „
magis , quam docendi, rationem ingref- „
si, quaedam ingeniosius, quam verius, „
reperte, afferunt, et falso ad veri spe- „
ciem traducto lectorem decipiunt ali- „
quando , sine noxa tamen, et ita , vt, „
fraude paullo post animaduerſa, error „
qui offendebatur menti, non ingratus vi- „
deatur, eoque commentum non displi- „
ceat, quod ingenii multum, multumque „
leporis, expromat. Ita solent interdum „
poetae, cet. „ Man ſiehet hieraus , daß
Herr Klopſtoß in Verfertigung ſeines Ge-
dichts, dasjenige, was wunderbar und doch
glaublich, vorzustellen gewesen iſt, notwendig
mit



mit schönen Erdichtungen ausschmücken müssen, indem sich sonst der Mangel des anmutigen hin und wieder allzumerklich geoffenbaret hätte. Wir können ja die ganze Historie des leidenden Erlösers ausserdem eben so gut aus der Bibel begreifen, und es wäre gar kein Gedicht nötig, wenn das bloße Skelet durch die Hinzuthuung des ausfüllenden Fleisches und Blutes nicht ansehnlicher oder prächtiger scheinen sollte. Über dieses enthält die Messiade lauter Erdichtungen, die indifferent sind, und die nicht den geringsten Widerspruch in der Religion in sich fassen. Wie mögen sie nun auf einige Weise Vorwürfe des Tadels heissen?

Jedoch wo ist derjenige, der sich unterfangen will, allen unzeitigen Machtsprechern Eins halt zu thun? Ich meines Orts achte dieselben

das

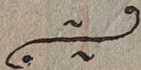


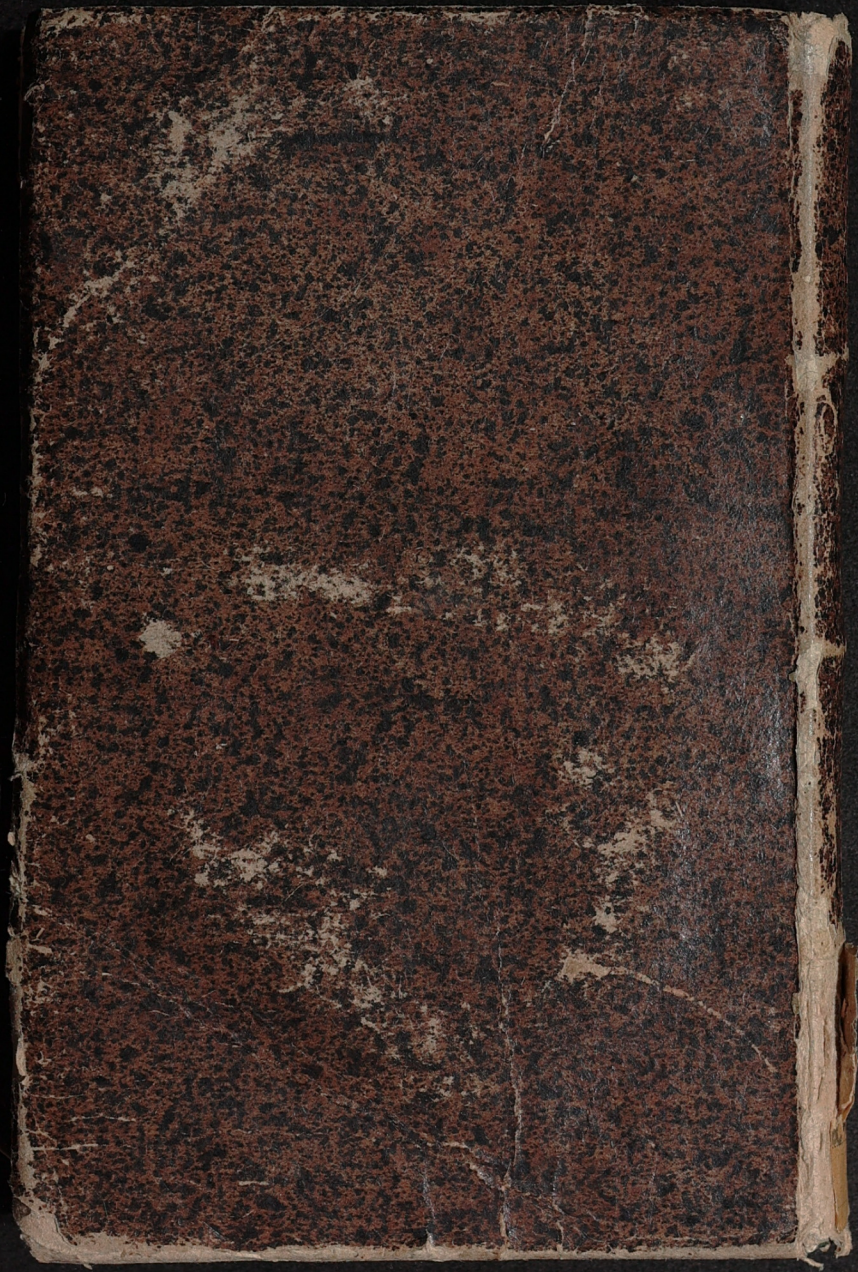
dadurch schon für genug bestraft, wenn sie die
Schönheiten einer Sache, worüber sie schmä-
hen, nicht empfinden können; wie man denn
auch bei vorsichtiger Prüfung gar wohl wahr-
nehmen wird, daß es meistens solche Herren
sind, die dem Glücke zum trotz berühmt, und
der Natur zum Verdruß gelehrt sein
wollen.

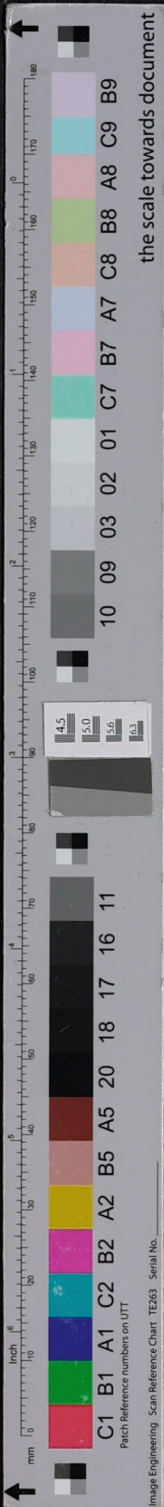


to
...
...
...
...
...
...
...
...
...
...

	Pars	pag.
Simon Dach,	II.	45.
Paul Flemming,	IV.	4.
Martin Opitz,	I.	8.
Joh. Rist,	IV.	26.
Hanns Sachsse,	III.	3.
Andr. Tschering,	II.	5.







47

✿

n Augenmerk auf die
t hätte; welches der
konnte, wenn es nur
mas, hiese: der Ge-
immel erhoben: ma-
t wüßte, ob solches
ollbracht, oder ob ei-
ie Nachblikung mög-
andt worden wäre:

unverwandt in stiller
Entzückung
t eilendem Flügel zwei
fliehende Stunden,
Stille der Nacht vorüber
her geflogen,

Hier=